

Inhalt

Prolog

Mein Leben – ein großer Gesang 9

Biografie

Eine kosmopolitische Kindheit 11

Die Weichen werden gestellt 43

Eine ganz besondere, eine ganz normale Familie 65

Endlich Dirigent! Erste Engagements in Skandinavien 85

Stockholm – ein Heimspiel 105

Die Sommerkurse in Loma Linda 113

»Es war ein Geben und Nehmen« – bei der Staatskapelle Dresden 119

(Wieder-)Begegnung mit der Neuen Welt: die Zeit in San Francisco 145

Zwischenspiel in Hamburg 167

Gewandhausorchester Leipzig: »Da konnte ich nicht Nein sagen« 173

Als Ehren- und Gastdirigent rund um die Welt 207

Beiträge von Herbert Blomstedt

Meine Zusammenarbeit mit dem Amsterdamer Concertgebouworchester,
den Berliner und Wiener Philharmonikern und den großen amerikanischen
Sinfonieorchestern 227

Was ich von meinen Lehrern gelernt habe – geschätzte Vorbilder 230

Was ich von meinen Orchestern gelernt habe 238

»Warum ich Christ bin« 259

Anhang

Anmerkungen 265

Biografische Daten, Ehrungen, Diskografie (Auswahl) 271

Beispielhaft: Konzert- und Arbeitsplan der Spielzeit 2013/2014 275

Die Herbert-Blomstedt-Sammlung in Göteborg 277

Bildnachweis 277

Dank 288

PROLOG

Mein Leben – ein großer Gesang

*Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.*

Diese wunderbaren Zeilen von Rainer Maria Rilke aus seinem STUNDENBUCH von 1899 fand ich in einem künstlerisch sehr schön gestalteten Kalender, den ich zu meinem 80. Geburtstag auf Schloss Ekebyholm in Schweden bekam. Sie stammen aus einer Zeit, als der junge Dichter noch am Anfang seiner lebenslangen Suche nach Sinn und Halt stand. Rückblickend finde ich mich in Rilkes »Ich« wieder: Niemand lebt jahrtausendlang, und so steht der Poet hier stellvertretend für jeden Künstler, ja für jeden Menschen, der zum Nachdenken über seine Existenz kommt.

An Gott kommt niemand vorbei, nur erscheint er in unserem Leben nicht immer unter diesem Namen. Für einige Menschen ist er »der Urgrund«, »der Ewige«, »der Absolute«, »der Richter« oder »der Vater«. Alles auf einmal oder nacheinander. Für andere steht er nur im Weg. Aber da muss man vorbei oder hindurch. Ignorieren kann man ihn nicht. Ein Turm eben.

Der Turm stand lange als Symbol für den Protest gegen Gott. Der berühmte Turm zu Babel sollte zeigen, dass man von Gott unabhängig war: Nie mehr sollte er uns mit Sintfluten überschwemmen können. Wir wussten selbst, wie wir uns in den Himmel würden retten können.

In Rilkes Gedicht jedoch ist der Turm ein Symbol für Gott selbst. Wie der Falke sein Nest, so finden wir in dem Turm Geborgenheit und Sicherheit. Wenn wir reifer werden, wollen wir selbst fliegen lernen und schätzen dabei die Lüfte, die um den Turm Aufwind geben. Und es kommt regelmäßig zum Sturm – Auflehnung gegen das Alte, Herkömmliche. Wir müssen unsere Muskeln trainieren, um zur vollen Kraft zu kommen. Der Sturm ist gut. Wir brauchen Aktivität, Drama.

Aber wir brauchen auch Schönheit. Wir sehnen uns nach Größe, Erhabenheit und Ewigkeit. Auch dafür steht der Turm. Es wurde uns alles geschenkt. Den Turm haben wir nicht selbst gebaut. Und so können wir nur aus Dankbarkeit »einen großen Gesang« anstimmen.

Darum habe ich diesen Titel für meine Lebensbeschreibung gewählt. Als Musiker war auch ich von den grundlegenden Bedürfnissen nach Geborgenheit, sinnvoller Aktivität und Schönheit getrieben. Manchmal wechselten diese Bedürfnisse heftig ab, manchmal hatte ich alle auf einmal. Immer war ich auf der Suche nach der perfekten Balance zwischen Ruhe und Aktivität. Aber das Konstante, der *Cantus Firmus*, das Endziel, ist »ein großer Gesang«. Wie Beethoven es so ergreifend schön in dem späten a-Moll-Streichquartett zwei Jahre vor seinem Tod ausdrückte: »Heiliger Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit«.

Herbert Blomstedt

Bengtstorp, Schweden, im August 2013

BIOGRAFIE

Die Vergangenheit ist niemals tot; sie ist noch nicht einmal vergangen.

WILLIAM FAULKNER

Eine kosmopolitische Kindheit

Der Ruf kam gleichsam wie ein Marschbefehl. Adolf Blomstedt, als 14-jähriger schwedischer Waisenjunge in die USA ausgewandert, mittlerweile Familienvater und Pastor einer Freikirche, sollte mit seiner Frau Alida und den beiden Söhnen Norman und Herbert wieder zurück in die alte Heimat, um an der adventistischen Missionsschule in Nyhyttan künftige Pastoren auszubilden.

Ein letztes Mal fuhr die Familie zu den Großeltern mütterlicherseits. Es galt, Abschied zu nehmen. Für die Reise von Springfield, Massachusetts, einer der ältesten und größten Städte Neuenglands, quer durch die Industriegebiete des Mittleren Westens und die Great Plains Nebraskas bis zur Kleinstadt Golden, Colorado, legten sie insgesamt fast 3000 Kilometer zurück. Auch wenn man schon seit Längerem weit auseinander wohnte, würde die Trennung nicht leichtfallen.

Olof und Maria Thorson waren knapp 40 Jahre zuvor in die USA eingewandert und hatten sich in der Nähe von Denver als Farmer niedergelassen. Dass ihre einzige, bereits in den USA geborene Tochter nun mit ihrer Familie in die alte Heimat zurückging, traf sie hart. Eine Reise zwischen der Alten und der Neuen Welt war Ende der 1920er Jahre äußerst aufwendig und kostspielig. Ob es jemals ein Wiedersehen geben würde?

Für die Blomstedts sollten diesem Umzug in den kommenden Jahren noch etliche weitere folgen. Viele Jahrzehnte später traf Herbert Blomstedt einmal auf dem Flughafen in Wien einen anderen weltbekannten Dirigenten. In einem kurzen Gespräch sagte er zu seinem Gegenüber: »*We are gypsies*« – »Wir sind Zigeuner«. Er fügte hinzu, als der Kollege ihn etwas ratlos anschaute: »Denn wir haben hier keine bleibende Stadt«, ein Text aus der Bibel, den Johannes Brahms in seinem DEUTSCHEN REQUIEM vertont hat. Ständiges Unterwegssein, niemals



Alida und Adolf Blomstedt
mit ihren Kindern Herbert (li.)
und Norman (ca. 1929)

zu lange an einem Ort verweilen – das kennt Herbert Blomstedt jedenfalls von klein auf.

Was einen Menschen geprägt hat, woher manche Besonderheiten und Charakteristika wohl kommen, ist Teil des Interesses, mit dem wir uns einer Lebensgeschichte nähern. Jede Biografie hat ihren Anfang in der Kindheit, auch wenn sie aus der Rückblende erzählt wird. Hier liegen die Wurzeln eines Lebens, hier wurde der Grundstock gelegt für den späteren Lebenslauf. Handelt es sich um die Lebensgeschichte eines Künstlers, so ist die Neugier auf diesen Teil naturgemäß besonders groß. Wie hat eigentlich alles angefangen? Gab es schon früh Hinweise auf eine außergewöhnliche Begabung? War der Betreffende vielleicht gar ein Wunderkind? War die Kindheit etwa besonders schwer, überschattet von Übungsdrill und zu wenig Zeit zum Spielen?

Gemessen an solchen Vermutungen und im Vergleich zu vielen anderen Künstlerbiografien verliefen die frühen Jahre von Herbert Blomstedt recht unspektakulär. Ja, man darf ihn sich durchaus als glückliches Kind vorstellen.

Seine Mutter Alida war ausgebildete Konzertpianistin und bis zu ihrer Heirat als Klavierlehrerin am Broadview College in der Nähe von Chicago tätig gewesen. Schon vor Herberts Geburt spielte sie für ihn Chopin und Liszt. Sie erzählte ihm

später, dass er sich als Kind manchmal geweigert habe einzuschlafen, wenn sie ihm nicht noch ein Chopin-Prélude vorspielte. Sein Lieblingsplatz sollte für viele Jahre der Teppich vor dem Klavier im Wohnzimmer sein, wenn die Mutter spielte.

Bruder Norman, 1924 geboren und damit drei Jahre älter als Herbert, war von sanfter, stiller Wesensart. Gutmütig ertrug er das manchmal wilde Verhalten des Jüngeren. Er war ein richtiger großer Bruder im besten Sinn des Wortes: »Ich hätte mir keinen besseren wünschen können«, wird Herbert Blomstedt nach dessen Tod 2005 von ihm sagen, und dass er sein bester Freund war.

Die später geborene Schwester Marita erinnert sich, dass eine liebevolle Atmosphäre mit ausgeprägtem Gemeinschaftssinn in ihrer Familie herrschte: Es habe immer offene Arme gegeben, in die man sich verkriechen konnte. Die Eltern waren warmherzig-gläubige Christen und ihr Familienleben wurde geprägt von einem starken Gottesglauben, bei dem Gebet und Andacht selbstverständlich dazugehörten. In einem Brief an die Verfasserin schrieb sie: »Wärme, Gastfreundschaft, Erzählfreude und Großzügigkeit prägten unser Zuhause. Es war gleichzeitig durchdrungen von Disziplin und echter Frömmigkeit. Das sind Eigenschaften, die sich Herbert angeeignet und später weiterentwickelt hat. Er ist ein starker, fest glaubender und gottesfürchtiger Mensch. Er hat mir beigebracht, für das, woran ich glaube, einzustehen, meinen Glauben in der Tat auszuleben, mir meine eigene Meinung zu bilden und zu untersuchen, um meine eigenen Antworten zu finden und nicht zu verurteilen, sondern ein Vorbild zu sein.«

Weil Herbert und Norman als Kinder schwedischer Eltern in den USA geboren wurden, bekamen sie bei ihrer Geburt neben der schwedischen gleichzeitig die amerikanische Staatsbürgerschaft. In den 1920ern hatten sie damit nach allgemeinem Verständnis das große Los gezogen. Norman erblickte am 30. April 1924 in Hartford, Connecticut, das Licht der Welt, und Herbert wurde am 11. Juli 1927 in Springfield, Massachusetts, geboren.

Wäre er nur eine Spur abergläubisch, so müsste man hier aus heutiger Sicht von einer besonders günstigen Sternkonstellation, einem besonderen Glücksmonat oder einem besonderen Glücksjahr für den zukünftigen Dirigenten sprechen. Es ist ja immerhin außergewöhnlich, dass im selben Monat des gleichen Jahres nach ihm noch zwei weitere, später weltberühmte Kapellmeister geboren wurden – Kurt Masur am 18. Juli, Michael Gielen am 20. Juli und am 25. September schließlich Colin Davis. Bereits am 27. März 1927 hatte Mstislaw Leopoldowitsch Rostropowitsch, später weltberühmter Cellist und ebenfalls Dirigent, die Lebensbühne betreten.



Norman und Herbert in Nyhyttan (1932)

Nun ist Herbert Blomstedt allerdings alles andere als sterngläubig. Vielmehr sieht er sein Talent – wenn er sich darüber überhaupt Gedanken macht – ausschließlich als Geschenk von Gott an, das mit einer großen Verpflichtung verbunden ist: hart zu arbeiten und sich mit allen Kräften anzustrengen, seine Arbeit so ordentlich wie möglich zu machen. Deshalb wird er auch sein ganzes Leben lang davon überzeugt sein, dass es sich einfach nicht gehört, sich etwas auf Begabung und Können einzubilden. Da steht er ganz in einer Linie mit seinem großen Vorbild Johann Sebastian Bach, dem der Ausspruch zugeschrieben wird: »Talent ist Fleiß, sonst nichts.«

Sprung in eine andere Kultur

Doch über all dies machte sich Herbert noch keine Gedanken, als er mit zwei Jahren den ersten Familienumzug erlebte. Nur der Abschied von den Großeltern fiel schwer. Olof und Maria Thorson waren beide von Kind an begeisterte und sehr begabte Hobbymusiker. Sie stammten ursprünglich aus Värmland, einer entlegenen ländlichen Gegend in Schweden mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung. Wollte man dort zu ihrer Jugendzeit im ausgehenden 19. Jahrhundert Musik hören, musste man schon selbst aufspielen. Bei Familienfesten wie Hochzeiten und Taufen waren bäuerliche Balladensänger beliebt, die sich mit ihrer Kunst ein Zubrot verdienten und bis zu 150 Balladen auswendig konnten. Bis heute wird in Schweden auffallend viel gesungen, wobei die Intonation der Sprache dafür wohl auch besonders geeignet ist.

Olof Thorson war ein außergewöhnlich guter Gitarrenspieler und spielte »gehobene Musik«, stark vereinfachte Arrangements für Gitarre von beliebten klassischen Stücken. »Mein Großvater saß mit seiner zehnsaitigen Gitarre in den nordischen Wäldern und mühte seine dicken Bauernfinger mit der WILHELM-TELL-Ouvertüre im halben Tempo«, erzählte Herbert Blomstedt, als er anlässlich eines von ihm dirigierten Benefizkonzertes zugunsten von UNICEF mit dem bekannten Stück von Rossini im Gewandhaus Leipzig gastierte.¹ Einige der Noten sowie Olofs Gitarre befinden sich heute im Besitz seines Enkels Herbert.

Großmutter Maria spielte ebenfalls Gitarre – eine normale sechssaitige –, auf Tanzveranstaltungen oder als Begleitung im Gottesdienst. Sie war eine auffallend hübsche Frau, vor allem aber war sie klug und geschickt, wie ihr Enkelsohn später über sie in Erfahrung brachte, »sowohl auf dem Tanzboden wie auch zu Hause und in der Schule. So fromm und gläubig sie auch war, so hatte sie doch immer auch eine witzige Bemerkung parat. Sie konnte Geschichten über den Teufel in der volkstümlichen Vorstellung ihrer Zeit erzählen, den sie in verschiedenen Erscheinungsformen während ihrer Zeit als Dienstmädchen in Rudsgården in Köla gesehen haben wollte. Und manchmal ritt sie ja wirklich der Teufel. Dann blitzte in ihren Augen der Schalk wie bei einem jungen Mädchen. Sie liebte das Abenteuer. Nein, sie forderte es heraus!«² Von Herbert ließ sie sich später gerne ihr Lieblingsstück auf der Geige vorspielen, die SICILIENNE von Maria Theresia von Paradis, einer Zeitgenossin Mozarts.

Olof Thorsons Vater war bereits ein weithin bekannter Volksmusik-Fiedler gewesen, der bei Tanzveranstaltungen, Hochzeiten, Beerdigungen und anderen

»Hofmusik« vor dem Haus der Großeltern in Korterud, Värmland, Schweden: Marita dirigiert, Opa Olof spielt auf der 10-saitigen Gitarre, Herbert spielt Geige und Norman das Cello (ca. 1943).



Anlässen auftrat. Er trug den Titel »Reichsspielmann« – eine besondere Auszeichnung, die an außergewöhnlich gut musizierende Bauern verliehen wurde.

Später, als auch die Großeltern wieder in Schweden lebten, verbrachten Herbert und Norman jeden Sommer viele Wochen bei ihnen auf dem Bauernhof und mussten dabei tüchtig mithelfen. Noch heute sieht man Herbert Blomstedts Händen an, dass ihm körperliche Arbeit nicht fremd ist. Dass dabei der Spaß – und sei er mit kindlicher Fantasie beim Niederschreiben auch reichlich übertrieben und nicht immer ganz logisch – für ihn damals schon nicht zu kurz kam, zeigt ein Schulaufsatz, den er als Elfjähriger verfasste.

♣ Schulaufsatz vom 5. November 1938, Klasse II 5b (Jönköping)

Als ich einmal einem Landwirt helfen musste

Im Sommer bin ich auf Öland gewesen. Dort war ich eigentlich nicht, um Sommerferien zu machen, sondern um zu »arbeiten«. Mein Bruder war natürlich auch dabei ... Die ganzen Tage mussten wir arbeiten. Ich hatte überhaupt keine Zeit, Pflanzen für mein Herbarium in der Schule zu sammeln. Aber das Gute war, ich hatte schon, ... bevor wir losgefahren waren, welche gesammelt. An dem Sommertag, an dem wir ankamen, ... musste ich mit dem Fahrrad zu einem Zuckerrübenfeld fahren, das zwei Kilometer vom Hof weg lag. Und ich musste Zuckerrüben hacken. Das war schlimmer, als ich geglaubt hatte. Der Rücken tat

weh. Es fühlte sich an, als würde er abbrechen. Aber das war nicht das Schlimmste: ... Das Feld musste mit Dünger bedeckt werden. Meine Schuhe wurden es ebenso. Die Nase war voll vom schlimmsten Duft, den ich kannte. Ja, das war schrecklich. Das war mein erstes Mal. Dann hatte ich mich daran gewöhnt. Es war beinahe so ein guter Duft wie 4711. Ein Sprichwort sagt ja, dass der Dünger das Gold des Bauern ist. Ich musste auch andere Dinge machen als Zuckerrüben hacken und im Dünger stehen. Ich molk Kühe, benutzte die Egge, pflügte und mehr. Während der Erntezeit fuhr ich oft den Mähdrescher. Auf meinem hoch erhobenen Platz konnte ich das ganze Roggenfeld überblicken. Ich weiß nicht mehr richtig, wie groß es war, aber sechs bis sieben Doppelmorgen³ waren es wohl. Aber es war nicht immer so, dass ich da oben so bequem sitzen durfte. Ich musste auch viel stehen und von Hand zusammenbinden.

Als die Zeit der Herbsterte kam, kannte ich mich inzwischen gut aus. Einmal, als wir eine so große Fuhre hatten, dass ich zu Fuß gehen musste, lief ich voraus, kletterte auf einen Baum am Wegesrand und wartete auf die Heufuhre. Als sie gerade unten am Baum angekommen war, auf dem ich saß, hüpfte ich runter und kam mit einem Rums unten auf der Heufuhre an. Keiner merkte, dass ich da mitfuhr, bis wir schon fast beim Hof waren. Gerade als wir in den Hof fahren, schwang ich mich auf einen Ast. Als dann die auf der Heufuhre mich suchten, fanden sie mich nicht. Aber als ich mich kurz danach zeigte, waren sie so platt wie Pfannkuchen.

Einen Tag lang musste ich Mohrrüben ausputzen. Das war schrecklich ... Fünf Sechstel des Mohrrübenackers waren mit Unkraut bedeckt, das viel Mühe verursachte. Das Unkraut konnte bis zu einen halben Meter hoch werden.

Den vorletzten Tag, den wir auf Öland waren, faulenzten wir ordentlich. Wir sollten mit dem Fahrrad nach Jönköping heimfahren. Das brauchte drei Tage. In Emmaboda trafen wir Karl-Otto Nilsson, der in Ronneby gewesen war und genau wie wir gearbeitet hatte. Am 11.08. waren wir wieder glücklich zu Hause in Jönköping. Nach einem Monat »Arbeit« auf Öland.

In Schweden waren die Großeltern Thorson Mitglieder der Staatskirche gewesen. Erst in Amerika kamen sie in Kontakt mit der evangelischen Freikirche der Siebenten-Tags-Adventisten und schlossen sich dieser an.⁴ Herbert Blomstedt erinnert sich an sie als »eifrige Gläubige«.

Die Eltern von Adolf Blomstedt hingegen waren zu diesem Zeitpunkt schon länger tot. Der Vater Carl-Otto Blomstedt, von Beruf Versicherungsvertreter, war

mit nur 43 Jahren an Tuberkulose gestorben. Zwei Jahre zuvor hatte man schon die Mutter, Greta Sophia, zu Grabe tragen müssen. Sie hatte eine Magenkrebs-erkrankung nicht überlebt. So war Adolf bereits mit 13 Jahren Vollwaise; seine Schwester Alyse war erst neun. Später erzählte er in seinen Bekehrungspredigten gerne, dass er damals ein richtiger Straßenjunge und »Halbstarker« gewesen sei. Von kräftigem, robustem Körperbau, pflegte er seinen Kameraden und auch manchem Mädchen damit zu imponieren, dass er auf den Händen um einen ganzen Häuserblock herumgehen konnte. Sein Sohn Herbert ist heute überzeugt davon, dass er die körperliche Konstitution von seinem Vater, der bis ins hohe Alter rüstig war, geerbt hat.

Ein Onkel, der viele Jahre davor in die USA ausgewandert war, ließ Adolf und Alyse zu sich kommen und sorgte dafür, dass sie eine gute Ausbildung bekamen.

✦ Während eines Gastspiels in Liverpool im November 2006 suchte Herbert Blomstedt auch den Hafen mit den »Albert Docks« auf: »Ich wollte etwas von der Stimmung nachfühlen, die mein Vater Adolf bei der Emigration von Liverpool nach New York anno 1912 erlebte. Auf der Uferseite zum Fluss Mersey hin, der hier fast einen Kilometer breit ist, prunkten noch die imposanten weißen Prachtbauten von »Cunard Line« und anderen Reedereien, die Ende des 19. Jahrhunderts gebaut wurden und damals einen Vorgeschmack auf den Reichtum des großen Landes im Westen gaben. Hier schiffte sich mein Vater Anfang September 1912 auf dem Luxusdampfer »Mauretania« mit den vier mächtigen schwarzen Schornsteinen ein. Damals war das der schnellste Dampfer der Welt. Mit seinem revolutionären Dampfturbinenantrieb schaffte er die Überfahrt in weniger als fünf Tagen. Gleich auf seiner Jungferreise hatte er das »Blaue Band des Atlantiks« gewonnen und danach 22 Jahre lang behalten, bis das deutsche Schiff »Kaiser Wilhelm« es 1929 eroberte. Die Ausstattung war in der ersten Klasse fürstlich. Aber Adolf reiste dritte Klasse, in einer Sechserkabine, ohne Fenster. Immerhin hatte man auch da ein Waschbecken in jeder Kabine, etwas wovon meine Großmutter Maria Gustafsdotter 20 Jahre früher und ihr Verlobter Olof Tholsson einige Monate nach ihr nur träumen konnten. Am 9. September kam mein Vater in New York an.«⁵

Die frühen Verklüsterungen und der Mangel an Sicherheit und Geborgenheit mit all den daraus erwachsenden Gefährdungen dürften prägend für den Vater von Herbert Blomstedt gewesen sein. Strenge, Disziplin und enge Grenzen wurden für ihn wichtige Prinzipien, die er auch in der Kindererziehung weiterzugeben versuchte.

Von vielen, die ihn noch erlebt haben, wird er als »bemerkenswert« und als Autoritätsperson, aber auch als distanziert und eher unzugänglich beschrieben. Seine Enkelinnen Cecilia und Maria erinnern sich, dass er kinderlieb war und warmherzig sein konnte. Auf alle Fälle nahm Adolf Blomstedt seinen Glauben sehr ernst und lebte das, was er sagte und predigte, selbst aus. Sein enormer Fleiß, verbunden mit hohem Pflichtbewusstsein, und seine schwedischen Sprachkenntnisse trugen dazu bei, dass man Pastor Blomstedt für die Ausbildung der Studenten am Predigerseminar Nyhyttan in Schweden als geeignet betrachtete und dorthin versetzte.

Nachdem die Familie mit dem Schiff in Göteborg gelandet war, ging es mit dem Zug weiter. Die Erinnerung an die letzte Reise über die unendlichen Prärien Amerikas stand in scharfem Kontrast zu der Zugreise von Göteborg nach Hultafors. Die Kinder fühlten sich, als würden sie durch einen grünen Tunnel fahren.

Im adventistischen Hultafors-Sanatorium machte die Familie für ein paar Tage Station. Bald sprach sich herum, dass Alida Blomstedt Pianistin war, und so wurde sie gebeten, einen Klavierabend zu geben. Als es so weit war und sie gerade die Tür zum Salon öffnen wollte, um sich an den Flügel zu setzen, kam Schwester Asta, die Hausmutter, angelaufen: »Warten Sie bitte, Frau Blomstedt, Sie können jetzt noch nicht reingehen.«

»Warum nicht?«

»Sie haben keine Ringe an.«

»Ich habe noch nie Ringe getragen. Warum muss ich Ringe anhaben?«

Schwester Asta zeigte auf Herbert und Norman. Sie würden als uneheliche Kinder angesehen werden, wenn die Eltern keine Trauringe trugen. In aller Hast hatte die Hausmutter ein paar Gardinenringe aufgetrieben und streifte sie Alida über. Aber, oh weh, die Ringe waren viel zu groß und klapperten auf der Klaviatur. Kurze Pause – dann ging das Spiel weiter, und die Ringe lagen daneben.⁶

Ein Besuch beim Goldschmied kurz danach sorgte dafür, dass Adolf und Alida als verheiratet erkannt wurden. Man war in eine andere Kultur gekommen und passte sich an, so gut es ging.

»Nächster Halt: Järnboås!« Der Dampflokfürer zog die Bremsen an und der Zug fuhr kreischend in die kleine Haltestation der Grubengemeinde, ca. 20 Kilometer von Nora entfernt, ein. Mit einem Leihwagen ging es nach Nyhyttan, das für die nächsten drei Jahre das Zuhause der Blomstedts sein sollte. Sie bezogen die zweite Etage in einem von rund einem Dutzend Häuser eines alten Bergwerksgutes.

Alida Blomstedt unterrichtete am Seminar Nyhyttan als Klavierlehrerin 30 Stunden pro Woche die angehenden Pastoren, die in kleinen Gemeinden nicht

selten selbst den Gesang begleiten mussten. Die junge Mutter hatte zu diesem Zeitpunkt schon beginnende Anzeichen von Arthritis, und es zeichnete sich bald ab, dass sie keine Laufbahn als Konzertpianistin würde einschlagen können.

Nyhyttan war ein wunderbarer Ort für Norman und Herbert. Es gab viel Platz zum Spielen und ringsum Natur, in der sie viel entdecken konnten. Damals entstand so manche Freundschaft, die ein Leben lang hielt.

Sommer in Wien

Im Sommer 1932 reiste Alida Blomstedt mit ihren Söhnen nach Wien. Von ihrem bescheidenen Verdienst hatte sie eisern gespart, um bei Hedwig Rosenthal Meisterstunden zu nehmen. Hedwig war mit Moritz Rosenthal verheiratet, einem der hervorragendsten Pianisten jener Zeit, der unter anderem von Franz Liszt Unterricht erhalten hatte. Zur Reisegesellschaft gehörte auch Carin Gille, die sich um die beiden Jungen kümmern wollte.

Gemeinsam fuhren sie mit dem Zug nach Trelleborg, von wo es mit der Fähre nach Saßnitz und dann wieder per Bahn weiterging nach Berlin. Alida Blomstedt war entzückt von Berlin, das sie an Amerika erinnerte. Dort besuchte die kleine Reisegesellschaft die Klinik »Waldfriede«, die von Dr. L. E. Conradi geleitet wurde, dem Sohn des Gemeindegründers Ludwig Richard Conradi.

Von Berlin führte die Reise über Prag nach Wien. In einem kleinen Haus in der Schubertgasse fand man Quartier bei einer Frau Teckel. Alle schliefen in einem Raum mit zwei Betten, und die Küche wurde mit der Wirtin geteilt. Norman beschreibt in seiner Familienchronik, wie er sich vor dem Anblick eines schwabbelnden Kalbshirns gruselte, das Frau Teckel in dünne Scheiben schnitt und dann in einer Pfanne briet. Wenig angenehm waren auch die vielen Wandläuse und -flöhe, die an den Außenwänden hochkletterten und durch die Sprünge in den undichten Fenstern hereinkamen.

Die Ausflüge nach Schönbrunn und in den Prater wurden für die Blomstedt-Söhne zu unvergesslichen Erlebnissen. Da gab es die Fahrt im Riesenrad oder den Nervenkitzel durch die dunklen kurvigen Tunnel in der Geisterbahn, wo hinter jeder zweiten Ecke ein Schrecken einjagendes Monster nach dem anderen auftauchte.

Tief beeindruckt waren die Brüder auch von einem Besuch im Stephansdom und dessen Katakomben. Als Herbert Blomstedt im Jahr 2006 wieder einmal bei

den Wiener Symphonikern dirigierte, notierte er in sein Tagebuch: »Ich war kurz im Stephansdom. Dachte zurück an meinen Besuch dort in 1932 – nie vergesse ich den Schauer beim Anblick der Totenschädel in den Katakomben unter der Kirche.«⁷ Interessante Erlebnisse gab es auch in den naturhistorischen und kulturhistorischen Museen. Außerdem nahm Carin Gille die Kinder oft mit zu einem der großen Parks mit Spielplätzen. An den Parkeingängen saßen Kriegsinvaliden und bettelten. Viele hatten Arme oder auch Beine verloren. Eine schreckliche Erinnerung an den Wahnsinn des Ersten Weltkriegs. Norman schreibt in MINNEN noch von einem abendlichen Orchesterkonzert, das vor der beleuchteten Fassade eines schlossähnlichen Gebäudes stattfand: »Das Publikum saß auf Bänken im Park vor dem Bauwerk. Da wurde ich zum ersten Mal von der sinfonischen Musik fasziniert.«

Die Jahre in Finnland

Nach drei Jahren Tätigkeit in Nyhyttan wurde Adolf Blomstedt Vorsteher der schwedischsprachigen Adventgemeinden in Finnland. Ein weiterer Umzug stand für die Familie an.

Es waren magere Zeiten, gleich nach der großen Wirtschaftskrise 1932. Finnland war arm und erst seit 15 Jahren selbstständig. Zwar konnte ein Schwede, der im Besitz von Kronen war, recht preiswert leben, doch wurde Adolf Blomstedt in der einheimischen Währung, mit finnischer Mark, bezahlt. Die erste Zeit wohnte die Familie in einer schönen Villa im Vorort Grankulla (heute Kauniainen, im Westen von Helsinki). Allerdings lebten sie dort sehr einfach, auch was das Essen betraf. Auf eines achtete Mutter Alida aber immer: Es musste gesund sein. Einmal in der Woche gab es bei Familie Blomstedt gebratene Strömming (Ostseeheringe), die man direkt von den Fischerbooten unten am Marktkai für eine Mark das Kilo kaufen konnte. Herbert Blomstedt erinnert sich heute: »Dann roch es in der Küche fürchterlich, und ich habe mich konsequent geweigert, so etwas zu essen.«⁸

✦ Asket oder Genussmensch?

Für viele, die Herbert Blomstedt etwas näher kennen, sind sein Lebensstil und vor allem seine Essgewohnheiten ein unerschöpfliches Thema. Aber auch Jour-

nalisten, die sich vor ihrem Interview nur wenige Informationen eingeholt haben, reizt dieser Punkt immer wieder. So beschreibt Herbert Blomstedt in seinem Tagebuch, wie ihn die Journalistin Christiane Irrgang vom NDR nach einem Interview zum Taxi begleitete und von ihm noch mehr zum Thema Religion wissen wollte: »Die Adventisten sind doch bekannt für ihre asketische Lebensweise: Sie rauchen nicht, sie trinken nicht etc.«

Das höre ich ja oft und erwiderte – vielleicht ein bisschen gereizt: »Das ist nicht Askese, das ist Vernunft, das wissen Sie doch selbst! Ich bin kein Asket, sondern ein Gourmet und Epikureer.«

Sie hat mir nicht widersprochen, sondern bestätigte: »Ja, Nichtrauchern schmeckt das Essen viel besser – sie spüren viele feine Nuancen.«⁹

Es gibt sogar Karikaturen über dieses Thema. Eine davon zeigt Herbert Blomstedt in einem härenen Mönchsgewand mit Strick um den Bauch und erhobnem Taktstock. Darüber steht: »Der Dirigent mit dem spirituellen Taktstock.« Erschienen ist sie in der *Financial Times*, in der Zeit, als er von der San Francisco Symphony Abschied nahm. So viel Humor er sonst hat – hier fühlte er sich völlig falsch dargestellt.

Auf der anderen Seite der Erdkugel, in Tokio, wurde einmal eine Grafik abgedruckt mit einer Stechmücke, die gerade bluttriefend vom Maestro wegfliegt. Von rechts eilt ihr ein Geiger mit wehenden Rockschoßen und Instrument unter dem Arm entgegen, um sie zu fangen, so in den Besitz einer Blutprobe zu kommen und damit endlich herausfinden zu können, welche geheimnisvolle Substanz in seinem Blut Herbert Blomstedt trotz vegetarischer Ernährung dermaßen agil und kraftvoll sein lässt. Das amüsiert ihn!

Einmal fragte ihn ein russischer Geiger gar, ob er wirklich vier Töchter habe. Auf die Gegenfrage, warum er das anzweifeln sollte, meinte dieser etwas verlegen-erstaunt: weil der Maestro doch kein Fleisch esse.

Schon als Kind musste für ihn alles ästhetisch hergerichtet und deutlich zu erkennen sein, was da auf dem Teller lag. Eine undefinierbare Masse rührte er nicht an: »Lieber griff ich da zu einer Möhre, die auch so aussah, oder zu Tomaten, die es damals nur zwischen August und Oktober gab, und dann von meiner Mutter auf jede mögliche Weise zubereitet wurden.«

Später kamen psychologisch-ethische Aspekte hinzu: »Wie kann man bloß seine Freunde essen? Ein Tier zu töten, um es zu essen, ist ein Rest von Kannibalismus. Ich glaube, dass die Abneigung zum Tiertöten ein natürlicher und gesunder In-

stinkt ist, der nur durch die Konventionen fast total abgeschwächt ist. Ich sehe es aber nicht so dramatisch. Schon längst habe ich mich damit abgefunden, wenn meine besten Freunde und nächsten Familienangehörigen Fleisch essen. Sie sind deswegen keine schlechteren Menschen.«¹⁰

In der Nähe der Villa in Grankulla gab es eine schwedische Volksschule, wo Norman in die dritte Klasse eingeschult wurde. Helsinki hatte damals ca. 250 000 Einwohner, von denen ein Viertel schwedischsprachig war. Gerade unter den Kindern bestand eine ausgeprägte Feindseligkeit zwischen beiden Sprachgruppen, unter der Norman als sehr sensibles Kind ausgesprochen litt. Herbert war von etwas robusterer Natur und konnte später damit besser fertig werden.

Adolf Blomstedt hatte sein Büro in der Innenstadt, Annegatan 7. Neben Verwaltungsaufgaben war er für evangelistische Veranstaltungen zuständig. Meist spielte seine Frau bei diesen Anlässen als Präludium einige Klavierstücke. Die Sekretärin seines Vaters, Lydia Sandholm, avancierte schnell zu Herberts Lieblingstante: »Sie war so lieb, gab uns oft Bonbons und Briefmarken und konnte endlos kleine Spiele erfinden ... Und wie sie Geschichten erzählte! ... Sie war die buchstäbliche Ideal-Tante für so einen wie mich.«¹¹

Nach einem Jahr zog die Familie nach Helsinki in die Arkadiagatan 21, B 22. Während Norman nun die Neue Schwedische Lehranstalt besuchte, kam Herbert mit fünfeinhalb Jahren in die zweite Klasse der »Svenska Folkskolan« am oberen Ende der Annegatan: »Es wurde entschieden, dass ich die erste Klasse überspringen sollte. Lesen konnte ich schon, und man befürchtete Langeweile und vielleicht noch Schlimmeres.« Diese Befürchtung war nicht grundlos: »Man kann nicht ganz ohne Streiche leben«, pflegte Klein-Herbert zu seiner Mutter zu sagen, wenn sie ihn mal wieder ausschimpfen musste. Heute noch weiß er: »Ich war als Kind sehr eigenwillig und ein bisschen gefährlich in den Augen meiner Eltern. Ich attackierte meinen älteren Bruder, wenn mir etwas nicht passte, ich schlug und biss ihn. Er hatte strikte Order, dass er »den Kleinen« nicht schlagen durfte. Das war sicher nicht einfach für ihn. Nur mein Vater durfte disziplinarisch durchgreifen.«¹²

Als Zweitklässler erwies er sich dann als sehr wissbegierig und konnte nach eigener Aussage gar nicht genug von allen Schulfächern bekommen.

Bobrikovs Klavierfabrik

Das Wohnhaus der Familie Blomstedt steht noch so, wie Herbert Blomstedt es bis heute in Erinnerung hat: »Ja, die alte Wohnadresse kann ich noch auswendig ... Wir wohnten also in ›Arkadien‹, und es war tatsächlich ein ziemlich vornehmes Wohngebiet ... Eigentlich bin ich heute erstaunt, dass wir so ›fein‹ wohnten. Vielleicht empfanden die Verantwortlichen in Finnland einen besonderen Respekt für den neuen Mann aus Schweden, der aus Amerika eine Hochschulausbildung mitbrachte und eine Künstlerin zur Frau hatte. Vielleicht hat auch mein Vater besondere Ansprüche angemeldet, weil seine Frau schon rheumakrank war und Schonung brauchte.

Wir hatten sogar ein Kindermädchen, Edja, das im Haushalt helfen sollte, wenn ›Mutchi‹ – so nannten wir unsere Mama – auf Vaters Vorträgen Klavier spielte. Edja machte mit meinem Bruder und mir ein ganz besonderes Spiel: ›Bobrikovs Klavierfabrik‹. Beim Schlafengehen pikste sie uns mit einer Haarnadel zwischen die Rippen. Es kitzelte nicht und tat auch nicht weh, aber wir schrien lauthals auf, und Edja entschied dann, dass das Klavier nicht ordentlich gestimmt war. Einige weitere Umdrehungen mit der Nadel, und der Klang wurde erneut getestet. Wir fanden es unheimlich lustig und haben uns fast totgelacht. Wahrscheinlich unser erstes Spiel mit der Musik. Was wir damals nicht wissen konnten, war, dass Edja den Namen Bobrikov nicht frei erfunden hatte.«¹³

Nikolai Ivanovich Bobrikov war der in Finnland ghasste russische Generalgouverneur gewesen, der das damals russische autonome Großfürstentum Finnland russifizieren sollte. Zar Nikolaus II. hatte ihn mit diktatorischer Autorität ausgerüstet; alsbald ließ er alle Gegner verhaften. 1904 wurde er schließlich von einem Patrioten ermordet. Es war derselbe Tag, den James Joyce in seinem Roman ULYSSES beschreibt (der 16. Juni) und dort auch das Attentat kurz erwähnt. Den deutschen Übersetzer des weltberühmten Romans, Hans Wollschläger, lernte Blomstedt Jahrzehnte später bei der Aufführung von Beethovens MISSA SOLEMNIS mit den Bamberger Symphonikern kennen. Zwischen den beiden Männern entstand eine nähere Bekanntschaft, die durch Wollschlägers Tod im Mai 2007 jäh abgebrochen wurde. Wer hätte all das bei »Bobrikovs Klavierfabrik« ahnen können ... Leider hat Edja nie verraten, warum das lustige Spiel ausgerechnet nach dem gefürchteten Gouverneur genannt wurde. Vielleicht, weil er die Finnen so gepiesackt hatte?

Edja führte in die Pastorenfamilie auch Kriegsspiele ein: »Unter dem Esstisch wurde mit umgehängten Teppichen eine Burghöhle geschaffen. Wir haben uns

dann mit gefalteten Papierkugeln, die mit Gummibändern Spannung bekamen, beschossen. Oder wir nisteten uns auf dem oberen Regal der Garderobe ein und bewarfen uns von da aus mit Kissen. Währenddessen verkündigten unsere Eltern in Wort und Ton das Evangelium des Friedens und der Liebe in der Sibelius-Akademie ...«¹⁴

Eine besondere Begegnung

In Helsinki wurde der siebenjährige Herbert eines Tages von seinem Vater auf die Insel Drumsö zur Villa des bekannten Wissenschaftlers Henning Karström mitgenommen. Pastor Blomstedt führte seelsorgerliche Gespräche mit dem genialen Biochemiker, der von schweren inneren Kämpfen gepeinigt wurde. Der Zweitklässler »hielt den Atem vor Bewunderung an, als er und mein Vater über tief sinnige Dinge sprachen, die ich nicht verstand, über Gott und die von ihm geschaffene unergründliche Natur. Aber Karström lachte auch manchmal – er wirkte gleichzeitig fröhlich und ernst. Und er spielte Geige! Ich erinnere mich, wie er nach dem Essen die SERENADE von Haydn spielte. Das war auch gleichzeitig fröhlich und ernst – wie war das möglich? Diese Musik habe ich nie vergessen. Es war das erste Mal, dass ich etwas von Haydn hörte.«¹⁵

Karström, der damals als Universitätsdozent und Leiter des Labors von Prof. Artturi Virtanen, dem späteren Nobelpreisträger, tätig war, konnte schließlich zu innerem Frieden und zu Lebensbejahung finden. In späteren Jahren war er Rektor finnischer und schwedischer Schulen der Adventkirche und veröffentlichte bis ins hohe Alter zahlreiche Artikel über gesunde Ernährung und Naturheilmittel.

Erste Liebe

In der Nähe von Johanneskyrkan wohnte zur gleichen Zeit die Familie Wilhelm Sucksdorff. Der Familienvater war ein in Helsinki populärer Arzt mit Privatpraxis und außerdem ein leitendes Mitglied in der Kirchengemeinde. Dr. Sucksdorff, »Sucken« genannt, war klein von Statur und hatte ein sanguinisches Temperament, lachte oft laut und sprach mit einer leicht heiseren Stimme. Er war kon-